Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 1. Februar 1875.

Die ersten Mühen eines Chinesenkindes.

Das Land, welches immer noch am meisten bietet, was jüngere Leser anspricht, ist das große Chinesen-Land. Es wohnt aber dort kein wildes Volk in Wäldern und Höhlen; vielmehr sind die Chinesen sehr gebildet und müssen von frühester Jugend an viel lernen. Aber ihre Anschauungen und Gebräuche sind so sehr verschieden von dem, was bei uns landläufig ist, daß ein Europäer in China fast über alles staunt und über sehr vieles lachen muß. Es gibt nicht wenige Kinder in Europa, denen das Lernen entsetzlich zuwider ist, und sie klagen, daß sie so viel lernen müssen und daß dieses und jenes so schwer oder so langweilig ist. Sehen wir ein wenig, was die Chinesenkinder lernen müssen und wie es in ihren Schulen hergeht.

1. Namen und Erziehung im Allgemeinen.

Wenn der liebe Gott einem Chinesen einen Knaben schenkt, so ist das in den bessern Familien eine große Freude im Hause und werden viele Feste gefeiert. Anders freilich ist es mit den Mädchen und in den ärmern Familien bestellt. Vor allem wird das Kind den Schutzgöttern des Landes empfohlen. Zu dem Ende wird bei dem Hausaltare eine Tafel mit köstlichen Speisen und Früchten reichlich beladen; Kerzen werden angezündet, Rauchwerk und Goldpapier wird verbrannt. Endlich ladet der Vater des Kindes durch drei tiefe Verneigungen und ebensoviele Kniefälle die Götter zu Tische. Unsere Abbildung zeigt einen solchen armen Heiden, wie er vor seinem Schutzgotte betend liegt. Sein Gott ist der Reichthum, dessen Symbol die Wage ist. Da die Götter aber so gut sind und ausbleiben, so wird die Tafel sodann für die Freunde und Verwandten abgetragen. Zunächst wird nun dem Kinde der Familienname beigelegt. Einen Monat später schicken die Verwandten dem Kinde eine silberne Platte mit der Inschrift: „Langes Leben, Ehre, Glück", und dabei erhält das Kind seinen zweiten Namen, der gewöhnlich ein zärtlicher Ausdruck der Liebe ist, und häufig von Blumen hergeleitet wird, wie Röschen oder Veilchen. Die Chinesen nennen diesen Namen den „Milchnamen", wie wir von Milchzähnen reden. Wenn der Knabe zur Schule geht, gibt ihm sein Lehrer einen dritten Namen, der mit dem Familiennamen verbunden wird. Später bittet der junge Mann seine Freunde um einen andern Namen, und diesen behält er sein Leben lang, es sei denn, daß er ein Amt oder eine Würde erhielte; dann erhält er einen entsprechenden Ehrennamen, und man darf ihn nur mehr damit nennen.

Die Erziehung der Kinder ist in China in dem Gesetzbuche, das sie Li-ki nennen, sehr genau vorgeschrieben und geregelt, und müssen sich die Eltern und Kindermädchen gewissenhaft daran halten. Der Knabe muß mit sechs Jahren rechnen und sprechen lernen. Wir werden sogleich sehen, wie schwierig das ist. Mit sieben Jahren wird er von Mutter und Schwester getrennt, darf nicht mehr mit ihnen essen, selbst nicht in ihrer Gegenwart sitzen. Mit acht Jahren beginnt die feinere Bildung und die Anfangsgründe der Astrologie. Mit zehn Jahren wird er der öffentlichen Schule übergeben; vom 13. bis 15. Jahre lernt er Musik, besonders Singen; mit 15 Jahren fechten und reiten. Um diese Zeit erhält er jene Art von Kopfbedeckung, die nur die Männer tragen, und darf sich nun auch in Seide und Pelz kleiden, was ihm bis dahin verboten war.

Das Chinesen-Mädchen wird hingegen mit sieben Jahren in jenen Theil des chinesischen Hauses eingeführt, den allein die Frauen bewohnen; und es kommt in der Regel von dort nicht mehr heraus, bis es an einen Chinesen verheirathet wird, der die junge Frau dann in seinem Hause bei den Frauen einschließt, bis sie als Leiche hinausgetragen wird, denn die Chinesinnen sind von allem öffentlichen Leben ausgeschlossen. Die Erziehung der Mädchen geht daher auch vorwiegend daraufhin, sie an Zurückgezogenheit, Bescheidenheit und Stillschweigen zu gewöhnen. Sie lernen auf Seide sticken und malen, Musik und hie und da ein wenig lesen und schreiben. Es gibt indessen auch einige sehr gebildete Frauen, doch ist dieß selten.

2. Wie die Chinesen sprechen lernen.

Das Chinesenkind lernt erst mit sechs Jahren reden. Da sind die meisten Kinder in Europa schon im Stande, ihre Muttersprache gut zu sprechen, ja viele sprechen schon zwei bis drei Sprachen in diesem Alter. Allein die chinesische Sprache ist eben viel schwerer für ein Kind als unsere europäischen Sprachen. Die chinesische Sprache hat nämlich lauter einsilbige Wörter, und deren selbst nicht mehr als 410. Nun gibt es aber viel mehr Dinge, über die wir sprechen wollen, als 410. Da hilft sich nun der Chinese durch den Ton der Stimme; wenn er ein Wort tief brummt, hat es eine andere Bedeutung, als wenn er es hoch oder höher ausruft. So ist die chinesische Sprache eigentlich eine Art Gesang, wo jede Note dem Worte eine neue Bedeutung gibt.

Jedoch auch so reichen die 410 Zeichen nicht aus. Die Chinesen schieben daher in alle ihre Wörter noch ein h ein, und je nach der Stellung, die dieses h im Worte einnimmt, und je

nach der Höhe oder Tiefe der Stimme, womit das Wort ausgesprochen wird, hat dasselbe eine andere Bedeutung. Ein Beispiel wird die große Schwierigkeit erklären. Ein chinesisches Wort lautet Pang. Je nachdem man es nun höher oder tiefer ausspricht bedeutet es: „helfen“, „binden“, „gehen lassen“, „Zimmer“, „Keule“. Nun wird ein h hineingeschoben, und es lautet P'hang; nach Höhe oder Tiefe der Aussprache aber bedeutet es nun: „Biene“, „spinnen“, „wohlbeleibt“, „Segel“, „Naht“. Kurz, die Sache ist so schwer, daß die Chinesen sehr oft zum Schreiben ihre Zuflucht nehmen müssen, weil sie sich mit ihrer armen Sprache nicht verständigen können.

Aus dieser Erklärung der Sprache kann man sich leicht denken, daß es in einer Chinesenschule noch weit ärger hergehen muß als in den bei uns so verrufenen „Judenschulen“. Die Kinder müssen eben eigentlich immer singen lernen. Und weil die chinesischen Schullehrer der Ansicht sind, daß das besser geht, wenn alle zusammen lernen, so setzt das ein heilloses Geschrei ab. Graf Beauvoir hat im März 1867 den Studirsaal der Zöglinge von Si-ka-wei besucht und macht folgende Beschreibung davon: „Das Stillschweigen ist dort verboten. Der Pater präsidirt mit Ruhe und ohne taub zu werden diesem betäubenden Geschrei der Kinderstimmen und rügt nur jene, die sich nicht heiser schreien. Das erinnert an jenen Gärtner, der den Knaben beim Pflücken der Kirschen beständig zu pfeifen befahl; ohne das hätte er manche Kirsche eingebüßt, unsere Chinesen aber würden einschlafen, wenn sie nicht tüchtig schrieen. Wenn man diese Kinder mit weitgeöffnetem Munde schreien sieht, so macht es den Eindruck, als wenn sie glaubten, je mächtiger sie rufen, desto fester präge sich das Gelernte ihrem Gedächtnisse ein.“

Buchdrucker.

Buchbinder.

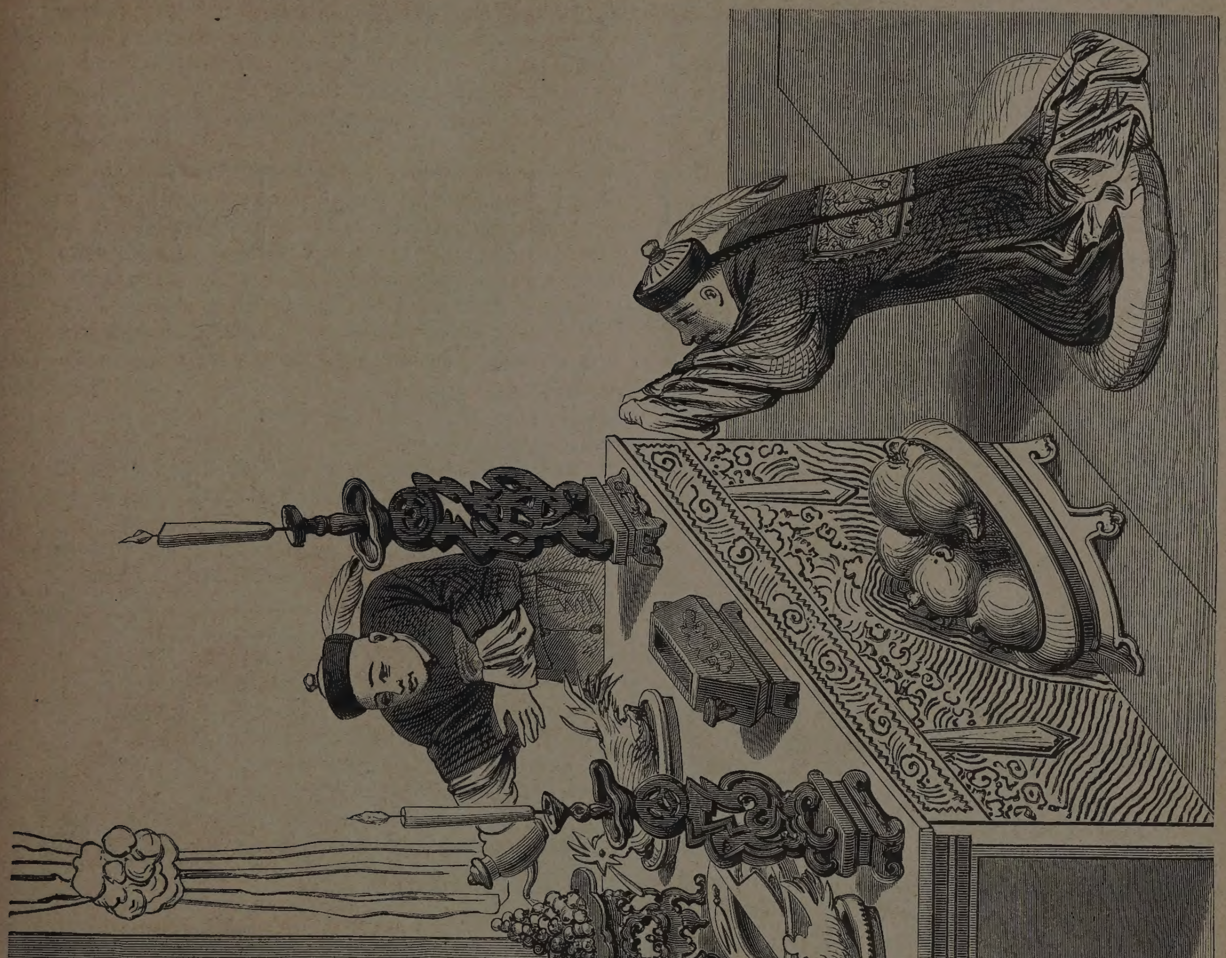
Zöglinge im Waisenhause Si-ka-wei.

3. Wie die Chinesen schreiben lernen.

Die Chinesen haben in älterer Zeit die Dinge gezeichnet, die sie schreiben wollten. Freilich waren das armselige Zeichnungen. Wenn sie z. B. „Sonne“ schreiben wollten, so machten sie das Zeichen Nr. 1. (S. die Figuren auf S. 4.) Für „Mensch“ bedienten sie sich des Bildes Nr. 2, für „Baum“ Nr. 3. Daraus sind mit der Zeit die Zeichen 4, 5, 6 geworden, die heutige chinesische Schriftzeichen sind. Solche einfache Zeichen werden nun durch Hinzufügung neuer Striche zur Bezeichnung neuer Gegenstände erweitert. So wird Nr. 7 „der Himmel“ aus dem Zeichen 2, „der Mensch“ mit einem Strich darüber, um anzudeuten, was über dem Menschen ist. Weitere Bezeichnungen entstehen aus Zusammensetzung der einfachen Zeichen. So ist Nr. 8 die Bezeichnung für „Gott“ wörtlich „der Himmelsherr“. Solcher Zeichen hat die chinesische Schrift über 30,000 und es sind darunter, die aus 30 bis 40 verschiedenen Strichelchen bestehen. So ist Nr. 9 das Zeichen für „Anfang“.

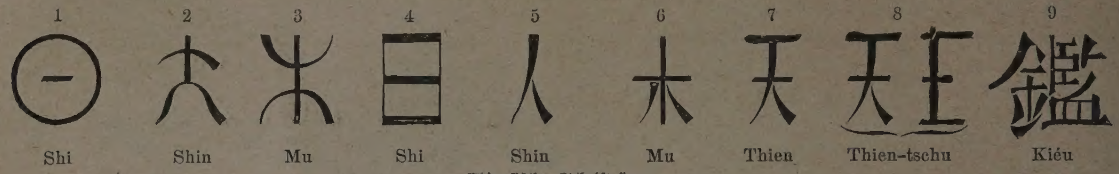
Aus diesem Wenigen ist klar, daß uns tausendmal leichter ist, unsere Sprachen lesen und schreiben zu lernen, als den Chinesenkindern ihre Schrift-Sprache einzuüben. Die Chinesen schreiben auch nicht mit Federn, sondern mit kleinen Pinseln. Die ersten Schreibunterrichte bestehen darin, daß man dem Kinde chinesische Schriftzeichen gibt, die mit rothen Strichen vorgezeichnet sind, und das Kind muß sie schwarz ausfüllen. Später gibt man ihm dünnes Papier, auf welches es die Zeichen durchzeichnen muß; nach und nach gibt man ihm hiefür immer stärkeres Papier, damit das Kind weniger sieht und so das Zeichen seinem Gedächtniß einprägt. Zuletzt werden ihm die Zeichen zum Abzeichnen gegeben und endlich muß es dieselben aus dem Gedächtniß zeichnen.

Aber die Chinesen schreiben ihre Bücher nicht bloß, sondern



Ein Chinese vor seinem Hausaltar.

sie haben auch eine Art Buchdruckerei und große Bibliotheken. Noch vor Kurzem wurde in Peking das größte Werk der Welt von 6109 Bänden „Kaiserliche Sammlung alter und neuer Literatur" für 100,000 Mark feilgeboten. Auch in Si-ka-wei ist eine Buchdruckerei und Bibliothek, die von den Waisenkindern dort besorgt werden, wie unsere kleinen Bilder zeigen.



Chinesische Schriftzüge.

4. Weitere Schulbildung in China.

China ist das Land der Prüfungen und Examina, hat ein Reisender scherzend gesagt. Aber es ist in der That so. Von frühester Jugend müssen die Kinder beständig auswendig lernen und jeden Abend das Gelernte aufsagen. Von Zeit zu Zeit werden in den Familien größere Prüfungen vorgenommen. Zweimal im Jahre kommen alle Schüler einer Stadt zu einer größern Produktion zusammen. So geht es fort bis endlich die großen feierlichen Examina für Ämter und Würden beginnen. Und diese Examina sind sehr schwer, weil die Chinesen entsetzlich viel auswendig lernen müssen. Die kleinen Kinder müssen die 178 Verse des San-dse-king lernen; die größern haben „die vier gelehrten Bücher" zu bemeistern, dann folgen „die fünf heiligen Bücher". Dieses ist für einen Chinesen die erste Grundlage höherer Bildung. Dieses Auswendiglernen geschieht in folgender Weise. Der Lehrer ruft einen Schüler nach dem andern zu sich und sagt oder liest oder besser singt ihm die auswendig zu lernenden Worte vor; der Knabe singt sie nach und geht singend an seinen Platz, wo er aus Leibeskräften fortsingt, bis er seine Aufgabe weiß. Darum entsteht bei 50 oder 60 solchen Sängern, von denen alle etwas anderes singen, jener Höllenspektakel auf's Neue, von dem uns Graf Beauvoir schon erzählte.

Alle die ersten Anfangsgründe, wie Lesen, Schreiben und Rechnen, sind in China wenigstens eben so allgemein als bei uns. Es gibt kaum einen armen Arbeiter in China, der nicht seinen Pinsel und seine Tinte hätte, oder nicht im Stande wäre, sein Geschäftsbuch zu führen. Wenn wir bedenken, wie schwer es ist, chinesisch zu schreiben, so müssen sich viele Kinder Europa's schämen, wenn es ihnen zu viele Mühe ist, die einfachen und wenigen Buchstaben unserer Sprache zu lernen! Und wenn uns die Reisenden erzählen, wie viel buntes Durcheinander die Chinesen auswendig lernen müssen, was ihnen wenig Licht und Trost gewährt; ein wie schwerer Vorwurf trifft dann uns, wenn wir uns nicht einmal die Mühe geben wollten, die trostreichen Wahrheiten unserer heiligen Religion unserem Gedächtniß einzuprägen! Und doch wie himmelhoch ist der kleinste Katechismus über allen tausend und tausend Bänden chinesischer Weisheit erhaben!

Buntes.

Eine „Schlangengeschichte", welche uns einen Einblick gestattet in den traurigen Aberglauben der Inder, erzählt der „Bombay Examiner" vom 17. October 1874 nach dem „Oudh Excelsior" in folgender Weise. In das Haus eines gewissen Sona in Lucknau hatte sich eine Cobra (Brillenschlange, Naja tripudians) eingeschlichen und die Verwandten Sona's wollten dieselbe tödten; allein davon mochte dieser nichts wissen; „die Cobra," sagte er, „ist meine Gottheit, tödtet sie nicht." Mit diesen Worten näherte er sich der Schlange, warf sich vor ihr auf den Boden und begann sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Die „Gottheit" aber nahm diese Freiheit, welche sich ihr Diener nahm, sehr übel und biß ihn in die Hand und in die Lippen. „O mein geliebter Daota," klagte da Sona, „ich sehe wohl, daß du mir zürnest; was habe ich dir denn gethan? Sei nicht so zornig." — Die Schlange biß ihn noch einmal. — „O, du willst nicht auf mich hören; ich muß dich wohl an meine Brust nehmen, um dich zu erwärmen." Kaum hatte er dieß gethan, so biß ihn die Schlange noch einige Male und entschlüpfte ihm dann, indem sie an einer Tamarinde hinaufkroch. Der bethörte Mensch kletterte ihr nach und trotz der neuen Wunden, die sie ihm versetzte, brachte er sie herunter und trug sie wieder in seine Wohnung; als sie sich aber noch immer nicht beruhigen wollte und ihn noch mehrmals biß, ließ er sie zuletzt los mit den Worten: „Ich weiß nicht, o mein Daota, weßhalb du so zornig und böse gegen mich bist; wenn ich dich beleidigt habe, so vergib mir, und vergiß nicht deinen zwar armen, aber treuen und ergebenen Diener; kehre zu mir zurück, sobald du Muße hast, und ich werde dir so reiche Gaben und Opfer darbringen, als mein Stand erlaubt. Jetzt bin ich schläfrig; so gehe du und ruhe aus, ich will auch ruhen." Damit fiel der arme Mann hin, das Gift, das durch so viele Wunden in seinen Körper gedrungen war, begann zu wirken, und in wenigen Augenblicken war er eine Leiche.